

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrath.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein hohes Gefühl von Kraft und Freude war in Bassows Brust. Doch ging es nicht in erster Linie von dem Munde aus, den er mit sich brachte. Vielmehr waren seine Gedanken bei der Baronin, und ein beglückendes Empfinden sagte ihm: „Diesen Mann liebt sie nicht.“ In der letzten Stunde hatte die schon in seinem Herzen wohnende, frohe Veruhigung sich immer noch mehr zu hellem, heiterem Glücksgefühl gesteigert. Sein Zusammensein mit Breitenbach, seine plötzlich objektiv gewordene Beobachtung von dessen Persönlichkeit hatten es ihm bestätigt. „Diesen Mann kann sie nicht lieben.“ Und nun gäbe in ihm ein mächtiger Drang, sich ihr gegenüber zu betätigen, zu handeln, ein Geheimnis ganz aus dem Wege zu räumen, zu dem er den Schlüssel vielleicht bereits in diesem Augenblick bei sich trug. Der in den Baumkronen des Waldes wühlende und rauschende Wind schien ihn anzufeuern und vorwärts zu treiben.

Als er der Stelle nahekam, wo er den Diener zurückgelassen hatte, sah er mit freudigem Herzklopfen, daß die Baronin selbst an dessen Platz getreten war. Bei seinem Nahen erhob sie sich von der Steinbank, auf der sie gesessen hatte, und kam ihm rasch entgegen. Schon aus einiger Entfernung rief sie: „Das Rätsel ist gelöst, Ihr Versuch ist glänzend gelungen! Ich war ja vorbereitet auf Ihren Schuß, aber ich bin doch vor Schrecken zusammengefahren; denn es war wieder, als wenn er unmittelbar neben mir abgefeuert würde. Es ist kein Zweifel mehr: von dorther, vom toten See ist auch an jenem Abend meines Mannes Missetat herübergekungen. Daß wir aber früher derartige Töne nicht gehört haben, erklärt sich ebenso gut. Erst im letzten Mai hat ja der Windbruch die Waldwand niedergelegt, über die kein Laut herüberbringen konnte. Dazu der selten hier wehende Südwind, — eins wenigstens wissen wir nun mit Bestimmtheit.“

Sie sprudelte die Worte rasch hervor, wie ein Mensch, der ungeduldig darauf gewartet hat, eine wichtige Mitteilung vom Herzen loszuwerden. Aber Bassow machte nur eine zustimmende, eilige Kopfbewegung; ihm brannte noch Neues auf den Lippen. Er legte die gefundene Decke auf die Bank, breitete sie auseinander, daß ihr Inhalt sichtbar wurde, und sagte: „Wir wissen heute noch mehr, Baronin. Hier liegen die Sachen vor Ihnen, die der Mörder meines Vaters geraubt hat.“

„Wo, — wo haben Sie das gefunden?“

Er begann zu erzählen, sorgfältig, ausführlich. Sie aber stand mit niederblickenden, starr auf die mattfunkeln Gegenstände gerichteten Augen. Ihre Stirn hatte sich

über der Nase zusammengezogen; ihr Geist arbeitete offenbar angestrengt und rasch.

Auch als Bassow seinen Bericht beendet hatte, bewahrte sie Stellung und Ausdruck unverändert, wie hypnotisiert von dem Anblick. Die Worte wägend, leise begann sie dann zu sprechen: „Es war also kein Raubmord.“

Bassow stutzte; dieser Gedanke war ihm noch nicht gekommen. „Meinen Sie, — warum?“

„Ein Raubmörder wirft nicht fort, was der Preis des Verbrechens ist.“

„Vielleicht hat er Angst bekommen, daß ihn die gestohlenen Sachen verraten könnten.“

Sie schüttelte den Kopf, aber die Richtung ihrer Blicke veränderte sich nicht. „Nein. Er überlegt sich das vorher. Der Gewinn ist sein Ziel, die Tat ist Mittel zum Zweck. Diese Dinge sind nur zum Schein geraubt worden.“

„So vermuten Sie ein anderes Motiv des Mordes?“

„Ja, — ein anderes Motiv.“

„Und welches?“

„Ich weiß es nicht, — noch nicht.“

Beide schwiegen. Der Wind schien ihnen etwas zuzuflüstern, aber sie verstanden seine Sprache nicht. Jetzt fragte die Baronin: „Sie sagten, daß er — daß Breitenbach zornig war, weil man das Boot benutzt hatte?“

„Ja, — sehr zornig.“

Wieder das drückende, seltsame Schweigen, in dem Geheimnisse schlummerten. Diesmal war es Bassow, der es unterbrach: „Baronin, ich habe eine Bitte. Legen Sie die Sache jetzt in meine Hand. Es ist nicht Frauensache, einem Verbrecher nachzuspüren. Und wenn Sie den Verdacht, von dem Sie gestern sagten, noch immer nicht aussprechen wollen, — es muß auch ohne das gehen. Ich bin im allgemeinen kein scharfer Denker, aber der Wunsch, Ihnen zu dienen, wird meinen Geist rege machen.“ Er begleitete seine letzten Worte mit einem gutmütigen, ein wenig verlegenen Lächeln, doch das Blitzen seiner Augen verriet, wieviel Eifer und Energie dahinter schlummerten.

Sie hatte langsam den Kopf erhoben und sah ihm in die Augen; ein weicher Ausdruck war auf ihrem Gesichte, den er sich nicht erklären konnte. „Sie sind gütig,“ sagte sie dann, und auch ihre Stimme war weich. „Und vielleicht haben Sie recht, wenn Sie meinen, daß ein Mann mehr auszurichten vermag in solchen Dingen. Aber ich kann es doch nicht erlauben.“

„Warum nicht?“

„Weil Sie sich nicht in Gefahr begeben sollen, nicht in Gefahr um meinetwillen!“ Sie hatte die Worte rasch und lebhaft hervorgestoßen und war mit ausgestreckten Händen auf ihn zugetreten.

Ihm aber weckte dieser Ausdruck nichts als hellen Jubel in der Seele. Sie wollte ihn schützen, ihn halten, sie zitterte für sein Leben, — gab es ein größeres Glück? Er wagte nicht, ihre Hände zu ergreifen, doch der innere Jubel klang

in seine Worte hinein. „Gefahr? Ich habe sie niemals gefürchtet.“

„Sie ist Ihnen vielleicht näher, als Sie glauben. Ein Mann, der gemordet hat, ist wie ein angeschossenes, wildes Tier, das um sein Leben kämpft.“

„Ich würde mich freuen, mit ihm zu kämpfen. Und für Sie kämpfen zu können, Baronin, wäre mir das größte Glück. Nein, das dürfen Sie mir wirklich nicht verbieten!“

Sie lächelte, doch schien es ihm, als wenn Tränen in ihren Augen ständen. „Wenn ich's nicht darf, — nun gut, ich will Sie nicht hindern. Aber versprechen Sie mir Vorsicht, Schonung für sich selbst. Ich bitte Sie darum.“

Jetzt ergriff er die ausgestreckte Hand, beugte sich nieder und küßte sie. „Alles, alles, — ich will alles tun, was Sie mir befehlen.“

„Ich befehle nicht, Baron, ich bitte nur.“

„Aber Ihre Bitte gilt mir mehr als ein Befehl. Ich werde nicht ruhen und rasten, bis ich vor Sie treten kann und Ihnen sagen: „Das Rätsel ist gelöst, und Sie stehen rein wieder da vor der Welt.““

„Ach, die Welt!“ Sie brach ab, sie sah ihm wieder in die Augen, um dann in sichtbarer Verlegenheit ihre Blicke von ihm abzuwenden und abermals auf die gefundenen Gegenstände hinabzuschauen. Und nach einer Weile sagte sie halblaut: „Als ich die Decke hier strich, dachte ich auch nicht, sie so einmal wiederzusehen. Es war ein Geburtstags-geschenk für meinen Mann.“

„Und jetzt soll sie helfen, seinen Mörder zu entdecken.“

„Vielleicht, — das Dunkel ist immer noch sehr dicht, und aus dem einen Rätsel ergeben sich andere, neue. Wir beide wissen jetzt, wo mein Mann ermordet wurde. Hier diese Dinge stammen aber aus dem Zimmer, in dem wir ihn fanden. Das goldene Falzbein wenigstens legte ich selbst an jenem Abend auf die eingegangenen Briefe auf seinem Schreibtisch.“

Bassow dachte still einen Augenblick nach, um dann zu sagen: „Die Sache ließe sich wohl erklären, aber —“

„Aber was?“

„Es müßte dann mehr als eine Person an der Tat beteiligt, oder der eine müßte ein ungewöhnlich starker und großer Mensch gewesen sein.“

Die Baronin bewegte langsam den Kopf zur Bejahung.

„Groß und stark, — ja, Sie haben recht.“

„Aber ich meine, mit Grübeln und Fragen kommen wir nicht ans Ziel. Jetzt heißt es handeln. Ich werde Klarheit schaffen; denn ich will sie schaffen.“

„Der Wille kann viel.“

„Ein Manneswille kann fast alles in der Welt. Und nun lassen Sie mich gewähren, Baronin. Meine nächste Pflicht ist es, diese Sachen hier der Polizei zu übergeben. Ich reite gleich selbst auf die Gendarmeriestation und liefere sie dort ab. Dann erst beginnt mein eigener Feldzug. Auf Wiedersehen, Baronin.“

„Auf Wiedersehen, — und vergessen Sie nicht, um was ich Sie gebeten habe.“

„Ich vergesse keins Ihrer Worte. Leben Sie wohl.“

10. Kapitel.

Schon während er zur Gendarmeriestation hinüber-jagte, um den Fund abzuliefern, machte Bassow sich einen Plan für sein Tun. Für die nächsten Schritte wenigstens auf dem in Dunkel gehüllten Wege. Was Polizei und Gericht bereits durchforscht hatten, schob er beiseite. Dort noch etwas Neues auszufinden, erschien unwahrscheinlich. Sein Forschen mußte beginnen, wo jene — freiwillig oder ge-zwungen — aufgehört hatten. Wo war ein fester Punkt, von dem er ausgehen konnte?

Die Figur der Krankenpflegerin, die auf dem Schloß-hofe von Garchim unermutet vor ihm aufgetaucht war, er-schienen plötzlich wieder vor seiner Seele. Sie hatte gesagt, sein Vetter habe das Schriftstück von ihr zu erhalten ge-wünscht, das nun in den Händen von dessen Witwe war. Er pries den Zufall im stillen als ein Glück, daß die Krankenpflegerin ihm ihre Karte eingehändigt hatte, und im eiligen Reiten zog er die Brieftasche hervor, in der sie liegen mußte. Ja, da war sie! Seine peinliche Ordnungs-liebe versagte auch diesmal nicht. „Barbara Zinsmeister, geprüfte Krankenpflegerin“ stand auf der Karte, darunter die Adresse eines Hauses weit im Norden von Berlin, an der Chausseestraße. Der Entschluß, dort hinzufahren, war gleich gefaßt.

Auf der Gendarmeriestation erregte der neue Fund Aufregung und Freude. Bassow blickte jetzt bereits mit nachlassender Teilnahme darauf. Seine Gedanken strebten zu anderen Dingen, und sobald als möglich schwang er sich wieder aufs Pferd, um heimzureiten.

Er war so voller Aufregung und Eile, seine Tatkraft zu erweisen, daß er am liebsten gleich mit dem nächsten Zuge nach Berlin gefahren wäre. Doch war er nach ge-nauerer Ueberlegung vernünftig genug, erst ein Telegramm für Barbara Zinsmeister aufzugeben und anzufragen, ob sie auch dort sei. Er hatte die Rückantwort bezahlt, und so war mittags bald nach dem Essen die gewünschte Nachricht in seinen Händen. Barbara Zinsmeister telegraphierte: „Bin hier. Stehe hohem Herrn zu Diensten.“

Um halb acht Uhr war er in Berlin, fuhr in ein Hotel nahe bei der Ankunftsstation und nahm sich kaum Zeit, eilig ein wenig zu Abend zu essen. Dann brachte ein Automobil ihn rasch nach der Chausseestraße hinaus. Eine hohe Mietz-kaferne mit abgeblättertem, gelbgrauem Puz wies die Num-mer auf, die Bassow suchte, und ein mangelhaft, nur durch ein paar bescheidene Lämpchen erleuchtetes Treppenhaus, in dem der Kohlgeruch von den Mahlzeiten der Mieter die Luft verdarb, nahm den Aussteigenden auf. Die Pflegerin wohnte hoch oben im vierten Stock; sie hatte, wohl dem erwarteten Besuch zu Ehren, auf einen kleinen Tisch neben ihrer Zim-mertür eine brennende Kerze gestellt, so daß er gleich die wohlbelannte Visitenkarte bemerkte, die den Eingang be-zeichnete. Beim Geräusch seiner Schritte öffnete sie die Tür schon, bevor er geklopft hatte, und vor ihm erschien das flache Gesicht mit der kleinen Nase, auch hier im Hause von dem scheinbar niemals abgelegten, schwarzen Kopftuch um-geben.

„Der Herr Baron geben mir persönlich die Ehre, — wenn ich bitten darf, Herr Baron. Dies ist meine bescheidene Wohnung.“

Bescheiden war das Zimmer in der Tat, das Bassow, eintretend, mit raschem Blick überflog. Ein Tisch, ein Bett, ein Schrank, ein paar Stühle aus billigem, braun gebeiztem Holz bildeten das ganze Mobiliar. Nur ein Kreuzifix und mehrere daneben hängende bunt ornamentierte Papptafeln mit Bibelprüchen in gotischen Buchstaben wiesen auf den besonderen Charakter der Bewohnerin hin.

Sie sprach auch hier wieder zuerst, indem sie einen Stuhl an den Tisch heranrückte, auf dem eine Petroleumlampe mit halb grüner, halb weißer Glaskuppel stand. „Wenn ich den Herrn Baron bitten darf, — ich hatte gedacht, — als ich heute mittag das Telegramm bekam, — der Herr Baron wären von einer Krankheit befallen worden, worauf jeder von uns in jedem Augenblick vorbereitet sein muß. Aber natür-lich habe ich mich geirrt.“

Bassow setzte sich mit freundlichem Lachen und schob die Lampe ein wenig weiter von sich ab. „Ja, Schwester Barbara, den Gefallen konnte ich Ihnen wirklich noch nicht tun. Ich habe augenblicklich gerade durchaus keine Zeit, um krank zu sein. Es ist eine ganz andere Sache, die mich zu Ihnen führt, aber ich bemerkte gleich, daß ich Ihre Zeit nicht umsonst in Anspruch nehmen werde.“

„Ach, Herr Baron, ich suche keinen irdischen Gewinn, den doch nur Motten und Rost fressen.“

„Nun, leben müssen wir alle, Schwester Barbara, und von der Luft allein lebt man leider nicht.“

„Leider — nein.“

„Also hören Sie mich an. Sie waren doch vor einiger Zeit in Garchim und brachten der Witwe meines dort er-mordeten Veters ein Schriftstück, das er selbst bei Leb-zeiten, wie Sie mir sagten, von Ihnen zu erhalten ge-wünscht hatte.“

„Ach — habe ich das gesagt?“

„Ja, gewiß. Und ich nehme an, Sie haben damals die Frau Baronin gesprochen und ihr das Papier einge-händigt.“

„Hat sie das — wenn ich fragen darf — haben das die Frau Baronin dem Herrn Baron mitgeteilt?“

„Ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein, Schwester Barbara. Nein, sie hat es mir nicht mitgeteilt. Aus dem einfachen Grunde, weil ich sie nicht gefragt habe. Sie aber möchte ich darum fragen, und ich hoffe, Sie werden ebenso wahr gegen mich sein, wie ich gegen Sie. Dazu berechtigt mich schon Ihr frommer Beruf.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Frühling läßt grünen.

Skizze von Paul Burg.
(Nachdruck verboten.)

Jochen Bäs lag in seinem Kissenquartier und lauschte in die Stille der Nacht. Er konnte nicht schlafen. Neben seiner Bettstatt das Fenster war halboffen, und es dünkte ihn, als raunten draußen auf der holprigen, schlammigen Vorstadtstraße hochragende Bäume einander Geheimnisse zu, Bäume der deutschen Heimat.

Das hatte wohl der Brief vermocht, den Jochen Bäs heute abend erhielt. Marie hatte ihm wieder einmal geschrieben, seine geliebte Marie. Sie war noch immer Magd auf dem Gute, wie vor vier Jahren, als er zu den Soldaten kam. Damals schon hatten sie sich heimlich einander versprochen, er war auch ein paarmal vor dem Kriege auf Urlaub daheim gewesen, aber Mariens Großmutter, die das verärrte Mädchen aufgezogen hatte, wollte nichts von einem einfachen Bauernknecht für ihr Enkelkind wissen. Aufgetröstet hatte er und die dralle blonde Marie vor den Augen der Alten geküßt: „Ich werd' schon noch was; jetzt lern' ich erst mal Chauffeur.“ Und kaum gab man ihm den Führerschein, da kam der Krieg. Nun war Jochen Bäs schon fast zwei Jahre im Kriege, unverwundet, nicht Automobilst, weil es deren so viele gab, aber Gefreiter und der Stolz seines Hauptmanns. An die Heimat dachte er mit Sehnen, fürchtete sich aber ein bißchen vor der Heimkehr, vor Mariens Großmutter.

Und nun hatte ihm das Mädel, das liebe Mädel, wieder einmal geschrieben. Er richtete sich auf, knipste seine Taschenlampe an und las noch einmal die ungelungenen, mühsamen Schriftzüge:

„Lieber Jochen! Schmalz schicke ich Dir diesmal, es ist jetzt hier sehr knapp. Ist es mit guter Baune und denke an mich. Die Großmutter ist auch nicht mehr so barsch auf Dich wie früher. Sie wird alt und liest viel die Zeitung. Sie sagt, Du wärst wohl doch ein braver Kerl. Sie hat Dir auch gleich was zur Liebe getan, daß ich ganz bass war. Nun freue ich mich sehr. In dem Schmalz stecken gute Wünsche, Jochen. Und der Frühling läßt grünen. Es küßt Dich Deine Marie.“

Jochen Bäs in seinem Kissenquartier fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er legte den Brief weg und sann.

„Wenn ich bloß das Schmalz schon hätte!“ sprach er laut zu sich in das Dunkel, denn er verspürte vom Wachen, Lesen und Nachdenken einigen Hunger.

Lag noch eine Weile nach.

„Es ist wahrhaftig wie im Frühling heute nacht. Der Bäs hat auch sein Fenster offen. Soll seinen Morgengruß gleich haben.“ hörte er im Dämmern und Halbschimmer eine Stimme vor dem Fenster, die sich näherte und wieder entfernte. Zugleich fiel etwas hart und blechern auf den Boden, kollerte und rollte durch die niedere Kissenstube.

Eine Bombe! dachte Jochen Bäs augenblicks und fuhr erschreckt hoch. Aber noch ehe er Licht machte, kam ihm zum Bewußtsein, daß er ja die Stimme der Ordnungsmann am Fenster gehört hatte, welche die Feldpost zu verteilen pflegte. Und sah eine sorgsam verschürte und adressierte Blechbüchse am Boden.

„Na, das ist das Schmalz von Marien.“

Bedächtig hob er die Büchse auf, entschnürte und öffnete sie, eine alte Kakaobüchse. Weiß wie Schnee leuchtete ihm das Schmalz entgegen und er beugte sich darüber, sog den starken Duft ein. Und war glücklich.

Das Messer zückte Jochen Bäs, kostete eine Messerprobe, schmalzte mit der Zunge und schnitt sich nun mit behaglichem Schmunzeln eine derbe Schnitte Kommissbrot herunter. Tief fuhr er mit seinem Taschenmesser in das Schmalz, wie er es daheim zu tun pflegte, wo der wohlgefüllte Schmalztopf immer im Schranke stand. Einst . . . jetzt hatten sie wohl auch alle knapp. — Und wie er so mit dem Messer in das Schmalz stach, gab es einen Widerstand, ganz hart, und knirschte.

Manu. Die Marie hat dich doch nicht etwa in den April schicken wollen und die Büchse voller Steine geschickt, oben bloß Schmalz daraufgetan. Sie schreibt, der Frühling läßt grünen, und zuzutrauen ist dem Mader alles. Wenn's auch noch keine lange Zeit hat bis zum ersten April.

Bedächtig nahm er mit der Linken die Taschenlampe hoch, die an die Wand gelehnt dastand, und leuchtete in den Topf, während die Rechte das Messer in dem weichen, weißen Fett herumdrehte.

Da klang und kratzte es noch einmal. Ganz eigen. Nun hängte Jochen Bäs die Lampe an die Wand, zog sich einen Stuhl heran und untersuchte die Sache.

Warte, du Mädel daheim! Er wußte nicht recht, ob er sich ein bißchen ärgern oder freuen sollte über die mutwillige Marie. Reißhaftig stand sie vor seinem nun ganz wach gewordenen Gesichte.

Einen daunenbiden Klumpen hob er aus der Büchse, noch einen und noch einen. Der letzte schimmerte, leuchtete durchscheinend wie herbstrotzes Laub an den Bäumen. Ihn schabte er zuerst achtsam mit dem Messer ab, ganz vorsichtig, und enthielte aus der weißen Schmalzschicht — ein Goldstück, ein funkelneues Zwanzigmarkstück. Wie das aufleuchtete im Scheine der kleinen Taschenlampe. Ordentlich einen strahlenden Glanz kriegte Jochen Bäs in seine Augen, als er es mit spizen Fingern aufhob. Gold!

Welch seltenere Anblick! Wie lange war es wohl her, daß er das letzte Goldstück gesehen, ja von einem Goldstück gehört hatte!

Und auch die andern beiden Schmalzklumpen gaben noch leuchtende, orangene Goldstücke von sich.

Jochen Bäs legte sie alle drei vor sich auf den Tisch und schaute sie nochmals an. Auf dem ersten war der Kaiser, auf dem andern der König von Württemberg im Bilde und auf dem dritten das Wappen der Freien Reichs- und Hansestadt Hamburg. Das letzte besah er sich ganz genau, weil er es noch nicht kannte.

Und dann bestrich er sein Kommissbrot mit dem Schmalze, das er von den Goldstücken abgeschabt und wieder auf den Blechrand gedrückt hatte. Fing nachdenklich an zu essen.

Wie war das doch? Gold gehört auf die Reichsbank! So stand in den Zeitungen groß und fett gedruckt, die er mandmal in die Hand bekommen hatte. Die Feinde durften kein deutsches Gold in die Finger kriegen. So wenig wie deutsches Land. Also konnte er doch die Goldstücke unmöglich hier in Rußland ausgeben, umzuwechseln. Aber es hatten doch voriges Jahr mal ein paar Kameraden für hundert Mark Gold zum Feldwebel gebracht und dafür ein paar Tage Urlaub gekriegt. Na! Das wollte also seine Marie bezwecken! Und dazu hatte die Großmutter das Gold aus dem Strumpfe hergegeben. „Sie hat dir auch was zur Liebe getan, daß ich ganz bass war,“ stand in dem Briefe: er wußte ihn ja auswendig, soviel hatte er diese Nacht darüber gegrübelt. „Nun freue ich mich sehr. In dem Schmalz stecken gute Wünsche,“ schrieb Marie.

Jochem Bäs schob den letzten Happen in den Mund, verwahrte die Goldstücke in seinem Brustbeutel und knipste das Licht aus. Dann stieg er gesättigt und hochbefriedigt wieder in sein Bett.

Die Sache wollte überlegt und beschlafen sein. Aber auf jeden Fall muß ich gleich weg, Herr Kamerad.“ So sprach es draußen am Fenster hin. Schnelle Schritte kamen.

„Morgen abend, Herr Hauptmann. Sonst — — einen Wagen hätte ich ja da, den kleinen Zweifitzer, den wir in Reserve haben. Aber einen Fahrer dazu . . . tut mir schrecklich leid.“

Das war der Leutnant vom Autokorps. Und der andere war der Hauptmann Schwarz, Jochen Bäs' Hauptmann, der so gute Stücke auf ihn hielt.

Der Gefreite in seinem Bett lauschte und hörte mit eins die Bäume in seiner Heimat wieder rauschen. Sprang mit einem gewaltigen Satz aus dem Bett, ans Fenster.

„Der Fahrer zur Stelle, Herr Hauptmann!“ rief er jubelnd hinaus.

Die beiden Offiziere waren schon ein paar Schritte weiter. Sie wandten sich betroffen um.

„Wer?“

„Wo?“

„Gefreiter Bäs zu melden, Herr Hauptmann.“

„Jochen Bäs! An euch habe ich ja gar nicht gedacht. Wo seid Ihr denn?“

Der treue Kerl wollte, wie er dastand, in Unterhosen aus dem niederen Fenster auf die Straße springen.

„Na, na! So eilig ist's nicht. Anzischen, in zehn Minuten auf der Kommandantur sein, ja!“ befahl der Hauptmann, nickte ihm zu und ging befriedigt mit dem Autoleutnant weiter.

Jochen Bäs fuhr wie der Sturmwind in seine Sachen und rannte durch die nachtsille Stadt nach der Kommandantur. Wie eine Säule stand er unter der roten Laterne vor dem Portal und wartete auf seinen Hauptmann. Aber das Herz ging ihm hoch. Vom Laufen und vor lauter Freude. Endlich kam der Hauptmann hochbeпад an.

„Bäs, das ist ja famos. Nun sollt Ihr mal zeigen, daß Ihr fahren gelernt habt. Also wir fahren die Chaussee nach Tüft. Müssen in sieben Stunden dort sein, daß ich den 9-Uhr-Zug nach Pilskallen erreiche. Es eilt!“

„In Befehl, Herr Hauptmann. Ich — —“

„Na? Müdtest auch gleich mal mit nach Hause. Kreis Raguit, nicht wahr? Ist ja nahebei . . . wollen sehen, aber ich glaube es kann. Zeit für den Wagen sein, Bäs. Fix, fix, Kerl!“

Der Hauptmann war schon ungebuldig. Aber Jochen Bäs knöpfte seinen Waffenrock auf und zog den Brustbeutel, holte seine drei Goldstücke hervor und hielt die leuchtenden, so selten gewordenen Stücke dem Hauptmann hin.

„Herr Hauptmann, — ich — und meine Marie wir möchten uns gleich verloben. Richtig mit Ringen, Herr Hauptmann!“

„Guter, dummer Kerl!“ rief ihm der Hauptmann die Hand mit den Goldstücken leicht gegen die Brust. Das Gold da schaffst du gleich in Tüft, oder besser in Raguit auf die Bank, sonst gibt's drei Tage Arrest statt Urlaub, verstanden?! Und die Trauringe, die schenke ich euch beiden, Bäs. Aber gleich heiraten, hörst du? Was soll denn die ewige Verloberei? Kerl, ich habe ja selber eine so unbändige Freude, daß ich mal meine Frau wiedersehe.“

„Herr Hauptmann!“ jubelte Jochen Bäs hinaus, machte Halt und rannte nach dem Autoschuppen.

„Der Frühling läßt grünen!“

Nun waren es wirklich die rauschenden Bäume der deutschen Heimat.

Vermischtes.

* Auf englischen Schiffen im 18. Jahrhundert. Der alte Nettelbed, der zähe Verteidiger Kolbergs, der in seiner Jugend ein kühner Seefahrer war, erzählt in seiner Lebensbeschreibung auch, wie es ihm bei den Engländern erging. Nach mancherlei Fahrten, die er hauptsächlich als Steuermann in holländischen Diensten gemacht hatte, gelistete es ihn, es auch einmal bei den Engländern zu versuchen, die schon damals mit einem Dünkel und einer Annäherung gegen die anderen seefahrenden Nationen auftraten, daß der eheliche Preusse denken mochte, da müßte etwas ganz Besonderes dahinter stecken. Wie bitter wurde er enttäuscht! Schon im halben März 1774 segelte er mit einer Transportflotte von etwa 1500 Mann als Schiffsleutnant von Portsmouth nach der Küste von Guinea ab. Aber seine Lust, sich im englischen Dienst umzusehen, hatte er mit dieser einen Reise für immer gelüßt. Sein aufrechter deutscher Sinn ist empört, wie „rauh und ungefällig es auf den Schiffen dieser Nation hergeht. Da ist keine Ehre und kein Respekt“; man hört den ganzen Tag nur fluchen und brutale Reden ohne Aufhören. Von der strengen Disziplin, die er hier zu finden glaubt, ist nichts zu spüren. Im Gegenteil. Vom geringsten Matrosen an lehnt sich jeder gegen die Befehle des Vorgesetzten auf. Ein Gehorsam, wie Nettelbed ihn von holländischen und preussischen Schiffen kennt, ist nirgends zu finden. Nicht einmal die nötige Ordnung ist vorhanden. „Nicht selten hängt ein gekochtes Stück Fleisch von 10 bis 20 Pfund am Mast, wozon sich ein jeder abschneidet, wann und wieviel er will. Zu beiden Seiten daneben steht das Vorkas und das Gefäß mit Wrog, um die offene Tafel vollständig zu machen.“ Solche Zustände konnten dem an Ordnung und Pünktlichkeit Gewöhnten nicht gefallen, und sobald er mit seinem Schiff zurückgekehrt ist, nimmt er seinen Abschied, um sich sofort wieder nach Rotterdam zu begeben.

* Die idelsten Gefängnisse in Montenegro. Fidele Gefängnisse, fast so ideal wie das in der „Medermaus“, in dem Frosch keine feuchtschleimige Ekstase als Gefangenenauflieger feiert, scheint es in Montenegro zu geben. So klein auch das Land ist, über das Nikita, der König der schwarzen Berge, sein Scepter schwingt, so gibt es dort immerhin zwei Gefängnisse, deren Bewohner sich zum größten Teil aus Mördern zusammensetzen, die ihre Tat aus Gründen der Wuttrache begangen haben und deswegen zur Haftstrafe verurteilt wurden. Die beiden Gefängnisse befinden sich in Cetinje und am Skutarisee. In beiden Straf-anstalten ist die Haft außerordentlich menschenfreundlich, ja geradezu „musterhaft“. Den im Cetinje-Gefängnis Inhaftierten ist tagsüber gestattet, sich frei zu bewegen, Besuche zu empfangen und zu machen, zu trinken, rauchen usw. Nur abends müssen sie zur Stelle sein, und zwar sehr pünktlich, und werden dann eingeschlossen. Wahrscheinlich sind diese Leute tagsüber die freundlichsten Lämmer und erst mit beginnender Dunkelheit ernst zu nehmen. Die Verschärfung der Strafe besteht im Anlegen von Fußsekeln. Das andere, idyllisch am Skutarisee gelegene Gefängnis ist für die schwereren Verbrecher bestimmt, aber auch ihnen ist ein ganz angenehmes Dasein beschieden. Da das Zuchthaus auf einer Insel gelegen ist, so ist eine Flucht beinahe ausgeschlossen, weshalb die Inhafteten wenigstens den Vorzug genießen, sich ziemlich frei bewegen zu können.

* Seehunde im Belt. Von der Insel Alsen wird gemeldet, daß dort die Seehunde überhandnehmen. In großer Menge treten sie nach einer Mitteilung der Jagdzeitung „St. Hubertus“ im Bemningbund und der Lukenförder zwischen dem Festlande und der Insel Alsen auf. Die Nege der Fische sind in tiefer Gefahr, da die Seehunde sie zerreißen, um an die darin gefangenen Fische gelangen zu können. Auf das starke Austreten der Seehunde wird es auch zurückgeführt, daß die Dorsch- und Heringsfischerei in der Förder zurzeit so geringe Erträge liefert, daß z. B. manchmal in Sonderburg überhaupt keine Fische auf den Markt kommen. Vielleicht hat die außergewöhnlich starke Kälte in den nordischen Ländern die Seehunde abwärts getrieben. An der Ostküste Dänemarks sind kürzlich ebenfalls zahlreiche Seehunde festgestellt, die an vielen Stellen reiche Nahrung an den zahlreichen an die Küste geworfenen erkrankten Deringen finden.

Büchertisch.

— Arthur Schnitzler, „Komödie der Worte“. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Wir haben dieses Werk, das unter dem Sammeltitel „Komödie der Worte“ die Einzeltitel „Stunde des Erkennens“, „Große Szene“ und „Das Bacchusfest“ zusammenfaßt, anlässlich seiner Aufführung durch Kräfte des Neuen Theaters Frankfurt einer eingehenden Würdigung unterzogen. Wir erinnern daran, indem wir noch einmal hervorheben, daß Schnitzler die Dialogführung wie kaum ein zweiter meistert und mit halben Worten und verschleierte Andeutungen über die zugrunde liegenden Probleme hinwegzuleiten versteht, ohne daß auch nur einen Augenblick lang das Unausgesprochene — ungesagt bliebe. Schnitzler ist ein so feiner Kenner der verwickeltesten seelischen Betriebe, daß er auch hinter den Worten, oder, wenn man will, in der Schwingung

des Wortes neue psychologische Erkenntnisse festhält. Die Interpretierung des Wortes auf der Bühne gibt ihm wohl eine letzte Formulierung, kann aber den Feinheiten der inneren Konstruktion der drei Einakter und der Einsicht in die überlegene Führung des Dialoges nicht so gerecht werden, wie die einsam nachschaffende Lektüre.

— Karl Stieler's Werke. Fünf Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Duenzel. Leipzig, Desse & Becker Verlag. Geb. 2,50 M. — Wenn je ein Dichter verdiente, vollständig zu werden, so ist es der frühverstorbene Karl Stieler. Seine Werke — darunter die prächtigen Gedichte in oberbairischer Mundart, das ergreifende „Winteridyll“ und die wundervollen Hochlandsschilderungen — sind so frisch, als wären sie erst gestern entstanden. Die Ausgabe bringt die hochdeutschen Dichtungen Stieler's vollständig, die mundartlichen in einer reichlichen und guten Auswahl und schließlich eine sorgfältige Auslese aus den allgemeinverständlich gehaltenen Prosaarbeiten, darunter zeitgemäße Stimmungsbilder aus dem Jahre 1870/71.

— Eine neue Goethe-Biographie wird soeben von Wolfgang Thomas-San-Galli im Verlag von Arthur Deib, München, herausgegeben (gebunden M. 10,—, geheftet M. 8,—). Je mehr über Goethe geschrieben wurde, desto schwerer ward es, aus den tausenderlei kleinen Stücken das ganze Bild zu schauen. Je mehr kleine Füge gesucht und gekunden wurden, je weniger deutlich wurden die großen Linien, die dem Ganzen Richtung gaben. Thomas-San-Galli zeichnet mit freiem, klarem Blick, wie dieses gewaltige Leben aufgebaut wurde, sich selber aufgebaut hat: das ganze Werden des Menschen Goethe. Wir aber, die wir jetzt durch die größten Zeiten geschritten sind, müssen wieder einmal staunend sehen, wie das Leben dieses Menschen für alle Zeiten und Schicksale symbolisch ist. Aus dieser Zeit heraus, in der wir die größte Entwicklung unserer Nation erfahren sollten, lernen wir erneut, daß wir Goethe je mehr brauchen, je höher wir uns entwickeln.

— Die österreichische Alpengrenze. Von Dr. Albrecht Bend, Professor der Geographie an der Universität Berlin. Mit einer Karte im Maßstab 1:750 000. Preis M. 1.80. Der um die österreichische Alpengrenze entbrannte heftige Kampf gibt dem Verfasser Veranlassung, die italienischen Ansprüche nach einer natürlichen Grenze Italiens zu prüfen. Er weist nach, daß der Alpenkamm dafür ungeeignet ist. Die mitteleuropäische Natur reicht weit darüber hinaus bis nahe an den Südfuß des Gebirges, und hier zeichnen verkehrshindernde Talengen eine natürliche Grenze vor. Eine Karte der südöstlichen Alpenländer stellt die von Italien beanspruchte Grenze der heutigen politischen gegenüber und läßt deutlich erkennen, daß diese sich den natürlichen Verhältnissen viel näher anschließt, als die von Italien beanspruchte. Wenn etwas am heutigen Grenzverlaufe nicht zutreffend ist, so ist es nicht, daß sich Oesterreich zu weit nach Süden erstreckt, sondern daß Italien an verschiedenen Stellen zu weit nach Norden reicht. Dank der Fähigkeit, mit welcher Oesterreich seine Grenze verteidigt, wird die Einzelschilderung des Gebietes, die der Verfasser gibt, zugleich auch eine Schilderung des österreichisch-italienischen Kriegsschauplatzes. Der Verfasser kennt diesen Grenzverlauf durch seine eigenen Forschungen und seine Schilderungen beruhen auf lebendiger eigener Anschauung. Mit dem Hinweis auf die Wichtigkeit von Triest für das Deutsche Reich schließt das Büchlein, das der Verfasser seinen im Felde stehenden Schülern gewidmet hat.

— Modernste Kriegswaffen — alte Erfindungen. Abel und Müller, Leipzig. 1 M. Ingenieur M. Feldhaus geht in diesem mit großem Fleiß zusammengetragenen Büchlein der Entwicklung unserer modernen Waffen von der Handfeuerwaffe bis zum Riesenmörser, vom Spaten bis zur kunstvollen Miniermaschine nach und zeigt, wie die meisten Erfindungen der modernen Kriegstechnik in ihren grundlegenden Ideen schon vor langen Zeiten, manchmal schon im frühen Altertum vorhanden gewesen sind. Das Werkchen, das eine reiche Fülle wertvollen alten Bildermaterials bringt, darf nicht nur mit Rücksicht auf die kriegerische Zeit, sondern auch darüber hinaus lebhaftes kulturhistorisches Interesse in Anspruch nehmen.

Scherzrätsel.

Das würzige Erste der Feinschmecker liebt,
Wenn man es zum Fleisch und zur Sauce ihm gibt.
Das Zweite, vom Faulen gar fleißig getreten,
Ist teuer, zumal in den größeren Städten.

Auch kann man vom Ersten im Bund mit der Zweiten
Zum Wohle der Menschheit ein Ganzes bereiten.
Das schmeckt sich recht innig und warm an die Brust.
Du mußt's mal versuchen! Es ist eine Lust!

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Schah, Schuß, Schily.